

Die neue Furcht vor neuen Freiheiten

K. Peter Fritzsche

Wir haben in den letzten Jahren in vielen Gesellschaften einen ungeahnten radikalen und rapiden Wandel erlebt. Das Niederreißen, Fallen und Überschreiten von Grenzen hat die Profile der Gesellschaften verändert. Schübe der Pluralisierung, Individualisierung und Mobilität haben ihre Spuren hinterlassen. Dort, wo der gesellschaftliche Wandel in seiner Vielfältigkeit, Tiefe und Schnelligkeit, die soziale Welt der Bürger immer mehr verändert und wo zugleich der Anspruch an die Individuen zunimmt, die Kontrolle über die Situationen ihres Lebens zu erlangen oder zu behalten, wächst auch ein Gefühl der Überforderung durch den Wandel. Die neuen Freiheiten und die neue Grenzenlosigkeit werden vielfach nicht als Bereicherung wahrgenommen, sondern als Verunsicherung erlebt und abgewehrt. Auf die neuen Freiheiten wird vielfach mit einer Furcht vor der Freiheit und nicht selten auch mit den Abwehrmechanismen des Nationalismus und Rechtsextremismus reagiert. Erich Fromm hat mit der seiner Schrift *Die Furcht vor der Freiheit* (*Escape from Freedom*) von 1947 ein Erklärungsmodell vorgelegt, das uns auch heute noch helfen kann, Probleme mit der "Doppelgesichtigkeit der Freiheit" im Kontext von Modernisierungs- und Systemwechselfolgen zu verstehen.

Wenn die Freiheit zur Bürde wird

Ausgangspunkt für Erich Fromms Schrift war die "Flucht vor der Freiheit" vieler Deutscher am Ende der Weimarer Republik. Notgedrungen erkennen wir: es waren Millionen Deutsche genau so eifrig bereit, ihre Freiheit dahinzugeben, wie ihre Väter es waren, für sie zu kämpfen. Statt Freiheit zu begehren, suchten sie einen Weg, ihr zu entinnen (13). Zur Kernfrage, die seine gesamte Argumentation leitet wird deshalb: Kann Freiheit zur Bürde werden, vor der die Menschen fliehen, weil sie ihnen zu schwer ist? Warum ist dann diese Freiheit für viele das ersehnte Ziel? Warum ist sie für andere eine Bedrohung? (14) In einer immer noch unübertroffenen Klarheit analysiert er die "Doppelgesichtigkeit der Freiheit" in biographischer wie in historischer Sicht. Deutlich erkennt man in seinen Zeilen die Vorlage für heutige Individualisierungsdiagnosen: Wir sehen: der Prozess der zunehmenden menschlichen Freiheit weist den gleichen dialektischen Charakter auf, den wir beim Vorgang des individuellen Wachstums wahrnehmen. Es ist einerseits ein Prozess der anwachsenden Kraft und Fülle, zunehmender Herrschaft über die Natur, steigender Macht menschlicher Vernunft und erhöhter Solidarität - andererseits aber bedeutet diese zunehmende Individuation steigende Vereinsamung, Unsicherheit, und dazu kommen die Zweifel am Sinn dieses Daseins, der Stellung des Menschen im Weltganzen, und in alle dem nimmt das Gefühl der eigenen Ohnmacht, der persönlichen Nichtigkeit überhand(43).

Kennzeichnend für den theoretischen Ansatz von Fromm ist eine psychologische Perspektive, die sich gleichwohl um die Wechselwirkung subjektiver und objektiver Faktoren bemüht: Die Analyse der menschlichen Aspekte von Freiheit und autoritärem Zwang erfordert zunächst die Erörterung eines allgemeinen Problems: der Rolle, welche die psychologischen Faktoren als tätige Kräfte im Gesellschaftsprozess spielen - und dies führt wiederum zu der speziellen Frage nach der Wechselwirkung der psychologischen, ökonomischen und ideologischen Faktoren im Gesellschaftsprozess (15). Fromm erklärt dann, warum sich viele deutsche Bürger nach dem Systemwechsel vom Kaiserreich zur Weimarer Republik durch die Freiheiten der neuen Demokratie verunsichert fühlen: sie sehen nicht die Chancen der Freiheit zu etwas, sondern erleben nur die Freiheit von ehemaligen Autoritäten als Freisetzung in eine Welt ohne Schutz und Sicherheit. Diese verunsicherten Bürger erleben die historischen Zuwächse an individueller Freiheit als "Bürde". Für diese Bürger bedeutet Freiheit Verlust ehemaliger Sicherheiten und das Risiko zwischen sozialen und politischen Extremen zerrieben zu werden. Die Autorität der Monarchie war unbestritten gewesen, und dadurch, dass sich die Angehörigen des kleinen Mittelstandes an sie anlehnten und mit ihr eins fühlten, hatten sie ein Gefühl von Sicherheit und eines, sich selbst bewundernden,

narzisstischen Stolzes. Auch die Autorität der Religion und herkömmlichen Moral war damals noch nicht entwurzelt, die Familie, noch unerschüttert, eine sichere Zuflucht inmitten feindlicher Welt.... Was es individuell an Sicherheit und Draufgängertum entbehrte, war durch die Stärke der Autoritäten, denen es sich unterwarf, kompensiert. Kurz, seine wirtschaftliche Lage war noch solid genug, ihm ein Gefühl persönlichen Stolzes und relativer Sicherheit zu geben, und die verehrten Autoritäten genügend stark, ihm die Sicherheit zu gewährleisten, deren seine individuelle Lage ermangelte.

Die Nachkriegszeit brachte beträchtliche Veränderungen...Neben und mit den wirtschaftlichen drückten die seelischen Zustände. Da war der verlorene Krieg und der Sturz der Monarchien. Der Staat und die Fürsten waren sichere Felsen gewesen, auf die - psychologisch gedacht - der Kleinbürger sein Dasein aufgebaut hatte; ihr Sturz und die Niederlage erschütterten die Grundlage seines Seins (208f).

Den Hauptgrund, warum sich viele Bürger - damals vor allem die Mittelschichten, aber auch Teile der Arbeiterschaft - dermaßen verunsichert fühlen, dass sie freiwillig auf ihre Freiheit verzichten und die Flucht in vermeintliche Schutzzonen der starken Masse und des starken Führers suchen, sieht Fromm in einem autoritären Charakter. Der erste Mechanismus der Flucht aus der Freiheit... ist die Tendenz, die Unabhängigkeit des eigenen Selbst aufzugeben und es mit jemand oder etwas Außenstehenden zu verschmelzen, um so die dem individuellen Selbst mangelnde Kraft zu gewinnen; das heißt: als Ersatz für die verlorenen primären Bindungen "sekundäre Bindungen" einzugehen. Die ausgesprochenen Formen dieses Mechanismus finden sich in dem Streben nach Unterwerfung und in dem nach Beherrschung (216). Bereits Jahre vor der Erstellung der Studien der Adorno-Gruppe entwickelt Erich Fromm das theoretische Fundament zum "autoritären Charakter". Das Bedürfnis sich zu unterwerfen, ist beim autoritären Charakter gepaart mit dem Bedürfnis nach Macht und Aggressivität. Diese Aggressivität richtet sich vornehmlich gegen Minderheiten. Wir haben als Quintessenz des autoritären Charakters die gleichzeitige Anwesenheit sadistischer und masochistischer Triebe erkannt und verstanden dabei unter Sadismus das mit Zerstörungstrieben untermischte Streben nach Macht über andere, unter Masochismus das Verlangen nach Aufgehen des eigenen Selbst in einer überwältigenden Machtfülle und damit auch einer Teilhaberschaft an deren Stärke und Glorie. Sadistische wie masochistische Süchte stammen aus der Unfähigkeit des isolierten Individuums, das Alleinstehen auszuhalten, und aus seinem Bedürfnis nach einer symbolischen Verbindung, die diese Vereinsamung überwinden könnte (216).

Einerseits ist bei Fromm der entscheidende Grund dafür, dass Bürger die Flucht vor der Freiheit antreten in einer spezifischen Persönlichkeitsstruktur mit einem schwachen Ich zu sehen. Andererseits ist jedoch bei ihm schon angedacht gewesen, dass erst die krisenhafte Dynamik der freiheitlichen Gesellschaften selbst - und nicht schon das Überdauern der autoritätsorientierten Charaktersrukturen aus der Sicherheitsgesellschaft des Kaiserreichs -, solche Verunsicherungen für die Bürger bereithält, dass "Freiheit zur Bürde" wird und viele den Weg in eine vermeintlich sichere Unfreiheit wählen. Eine Kontinuitäts- und eine Situationsthese werden bei ihm schon ansatzweise zusammengedacht. Einerseits deutet er die Charakterstruktur des Mittelstandes als konstant und systemübergreifend: Bestimmte Züge waren für diesen Teil des Mittelstandes zu allen Zeiten charakteristisch gewesen....Aber andererseits sieht Fromm auch, dass man für die Zeit "der Monarchie" erst im Keim von einem autoritären Charakter sprechen kann: Das Individuum empfand seine Zugehörigkeit zu einem festen gesellschaftlichen, zivilisierten System, in dem es seinen bestimmten Platz hatte. Seine Unterwerfung und Untertänigkeit unter die vorhandenen Autoritäten genügte für seinen masochistischen Bedarf; noch war es nicht so weit, dass es sein Selbst preisgab; die Persönlichkeit galt noch etwas (207ff). Das für den autoritären Charakter kennzeichnende Bedürfnis nach Selbstpreisgabe der Persönlichkeit erhält erst durch die Verunsicherungen in der Weimarer Republik den entscheidenden Schub.

Autoritärer Charakter und sozialer Stress

In einer selbstkritischen Rückschau auf die Stärken und Schwächen des "autoritären Charakters" brachte das ehemalige Mitglied der Berkley-Gruppe Nevitt Sanford bereits vor Jahren ein wichtiges Argument ins Spiel. Er verwies darauf, dass die "autoritäre Persönlichkeit" nur angemessen verstanden werden könne, wenn man sie als eine "psycho-historische Konzeption" auffasse. Dies meint zweierlei. Erstens: Ein Mensch mit einer autoritären Persönlichkeit lebte 1945 in anderen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen und hatte andere Ängste als heute. Zweitens: Die sozialwissenschaftliche Art, ein solches Modell des Autoritarismus zu entwickeln, unterliegt selbst dem historischen Wandel.

Ein starkes Argument zur Erweiterung einer Erklärung autoritären Verhaltens kam von Vertretern der sog. Situationstheorie. Sie besagt, dass autoritäres Verhalten nicht nur eine Folge eines "autoritären Charakters", also starrer Strukturen der Persönlichkeit, sondern auch Folge aktueller Belastungen oder situativer Verunsicherungen sein kann. "Für das Problem der Autoritarismustheorie besteht der Erkenntniswert der Bedeutung situationeller Faktoren darin, deutlich gemacht zu haben, dass Menschen sich auch ohne entsprechende Persönlichkeitstruktur "autoritär" verhalten können." (Oesterreich 1993, 24). Eine theoretisch weiterführende Integration von situativen Belastungen und subjektiven Weisen der Verarbeitung finden wir heute bei der Stresstheorie. Im folgenden werde ich zeigen, wie uns dieser Ansatz helfen kann, zu verstehen, warum "Freiheit zur Bürde" wird und inwieweit sozialer Stress anfällig für autoritäre Reaktionen macht.

Unter Stress verstehen wir das Gefühl, etwas nicht zu schaffen, ein Problem nicht lösen zu können, einer Anforderung nicht gewachsen zu sein. Damit dieses beängstigende Gefühl entstehen kann, müssen immer zwei Dinge zusammen kommen: zum einen die Herausforderungen, die die Gesellschaft an die Menschen heranträgt und dann das je unterschiedliche Vermögen der betroffenen Menschen damit umgehen zu können. Wenn Belastungen der Gesellschaftsstruktur und/oder des sozialen Wandels bei Bürgern auf begrenzte oder fehlende Fähigkeiten ihrer Verarbeitung treffen, wenn objektiver Problemdruck auf mangelnde Ressourcen und Kompetenzen bei den Menschen trifft, mit diesem Druck umzugehen, dann wird diese Problemkonstellation von den betroffenen Bürgern als Stress wahrgenommen: das Gefühl der Herausforderung wird durch das Gefühl der Überforderung verdrängt. Abwehr- und Fluchtreaktionen sind wahrscheinlich.

Stress ist nicht nur das Ergebnis von einem Zuviel an Belastungen, sondern immer auch von einem Zuwenig an Fähigkeiten und Möglichkeiten, diese Belastungen zu bewältigen. Zu einem entscheidenden Stress kann es darum auch führen, wenn gar nicht die Belastungen vergrößert werden, sondern wenn die Ressourcen, die man zum Umgang mit Herausforderungen und potentiellen Überforderungen zur Verfügung hat, fehlen. Eine Pointe des Begriffs besagt, dass auch Verhältnisse eintreten können, in denen sogar potentielle Entlastungen zu Belastungen werden. Es vollzieht sich eine Verkehrung. Freiheitszuwächse werden nicht als Befreiung sondern als Bedrohung erlebt.

Für den Umgang mit potentiellen Stressoren und zur möglichen Bewältigung von Stress ist ein breiter Set von Ressourcen wirksam, von denen die jeweilige Charakterstruktur eben nur eine Ressource darstellt.

1. Selbstwert-Ressourcen: Situative Belastungen können von einem ich-starken, selbstbewussten Menschen lediglich als Druck statt als Stress wahrgenommen werden, während eine ängstliche und unsichere Person bereits sehr früh befürchten wird, von bestimmten Anforderungen überfordert zu werden.
2. Kognitive Ressourcen: Wissen und Lernkompetenzen sind wichtige Quellen in der Auseinandersetzung mit Stress, aber vor allem die Fähigkeit mit Noch-Nicht-Wissen umgehen zu können,
3. Moralische Ressourcen: Die Akzeptanz sozialer Werte, die Kompetenz moralischen Urteilens

und vor allem die Entwicklung eines Menschenrechtsbewusstseins ermöglichen eine Orientierung und helfen auch Barrieren gegen gewaltförmige Reaktionsweisen aufzubauen.

4. Soziale Ressourcen: Stressbewältigung erfolgt nicht zuletzt durch "stress sharing", durch die Verfügbarkeit und Nutzung von sozialer Unterstützung. Geteilter Stress ist halber Stress. Das Vertrauen auf oder das Wissen um die mögliche Hilfe anderer verringert das Risiko von Überforderungsgefühlen. Zu den Ressourcen möglicher sozialer Unterstützung gehören u.a.: soziale Organisationen und sozialer Netze, Familien- und Freundschaftsbeziehungen, Gruppen und Cliques, Sekten und Seilschaften, Bewegungen und Vereine, auch Parteien und Verbände.

5. Materielle Ressourcen: Grundvoraussetzung für die Fähigkeit und Bereitschaft, sich unterschiedlichsten Anforderungen zu stellen, ist eine materielle Absicherung. Auch die Lebbarkeit von Freiheit, bleibt an Sicherheit gebunden.

6. Kulturelle Ressourcen: Entstammen meine Maßstäbe eher einer Sicherheits- oder einer Freiheitskultur. Zur Ressource der Bürger gehört auch der Bereich der politischen Kultur, der den Erfahrungsschatz einer Gesellschaft im Umgang mit Herausforderungen, Unsicherheiten und Stress im kollektiven Gedächtnis gespeichert hat. Es gibt somit ein in Erfahrungen begründetes, kulturell überliefertes Verhältnis zu unklaren, riskanten Verhältnissen insbesondere zum Wandel überhaupt. Diese kulturellen Ressourcen kann man nicht selber herstellen, aber man kann sie unterschiedlich erinnern, aktivieren und nutzen, um sich im Strudel aktueller Verunsicherungen gelassener zurecht zu finden. Die Verunsicherbarkeit der Bürger wie deren Anfälligkeit für Gefühle politischer Überforderung ist also kulturell verschieden.

Je begrenzter diese Ressourcen den Betroffenen zur Verfügung stehen, desto größer wird die Wahrscheinlichkeit, dass Belastungen als Überlastung erlebt werden. Der Verlust oder die Entwertung der skizzierten Ressourcen - die Entwertung von Wissensbeständen, die Kränkung des Selbstwertgefühls, die Veränderung moralischer Standards, die Zerstörung unterstützender sozialer Netze und/ oder der Zerfall kultureller Traditionen -, wie wir sie in Zeiten rapiden und tiefen Wandels erfahren, wird selbst als eine besonders bedrohliche Form von Stress wahrgenommen.

Stress löst Such(t)bewegungen aus. Bei gelingendem "coping" erfolgt eine Stressreduktion durch die neue Situationskontrolle, durch Anpassungs- und Lernprozesse. Bei misslingendem "coping" kommt es zum Gefühl der Überforderung, dann sind Flucht- oder Verdrängungsmechanismen, Lernblockaden und Aggressionen wahrscheinlich. Falls es keine angemessenen Lösungen gibt, erfolgt der Zugriff auf Ersatzlösungen. Subjektiv erfolgreiche Entlastungsstrategien der gestressten Sicherheitssucher stellen Nationalismus, Xenophobie, Fundamentalismus dar, die das Bedürfnis nach Wiederherstellung eines Gefühls der Sicherheit bedienen.

Vorurteile und Feindbilder sind oft gebrauchte Ressourcen bei der Verarbeitung von sozialem Stress. Entweder führt sozialer Stress zur Entwicklung neuer Vorurteile - wie beispielsweise zwischen Deutschen und Nicht-Deutschen, Ost- und Westdeutschen, Christen und Muslimen -, oder der Stress zerrt Vorurteile sozusagen aus der Versenkung der Latenz und lässt sie manifest werden -wie beispielsweise gegenüber Juden oder Polen. Ebenfalls kann Stress in Eskalationsprozessen auch Feindbilder aus dem Bereich sozial kontrollierter Latenz in den Raum manifester Feindbilder katapultieren. Stress zersetzt in diesen Fällen die sozial konstruierte und kontrollierte Hemmschwelle gegenüber latent schlummernden Feindbildern und öffnet ihnen wieder den öffentlichen Raum. Weiterhin kann es unter Stress auch zu sozialmoralisch regressiven Lösungen kommen, es erfolgen Rückschritte hinter das bislang erreichte moralische Niveau. Ressourcen der Stressverarbeitung können dann auch in der Gewalt gesehen werden.

Sozialer Wandel, politischer Umbruch und neue Freiheiten

Der Prozess der Modernisierung, der heutzutage den Individuen zu immer mehr Freiheiten verhilft (oder sie dazu verdammt), wird in der deutschen Sozialwissenschaft schon seit einiger Zeit unter dem Begriff der Individualisierung diskutiert. In vielem ähneln diese Individualisierungsdiagnosen

den Befunden von Erich Fromm über das, was er noch als die wachsende "Individuation" bezeichnete. Individualisierung meint einen Wandel im Verhältnis des Individuums zu den bisherigen, mehr oder weniger verbindlichen sozialen Einbindungen, Traditionen, Orientierungen und Weltbildern. Stresstheoretisch ausgedrückt: seine sozialen, moralischen und kulturellen Ressourcen verändern sich. Dieser Wandel bringt einerseits eine Abnahme an Eingebundensein, Begrenzung und Fremdbestimmung und eine Zunahme an Selbstbestimmung und Wahlmöglichkeiten, andererseits aber auch eine Abnahme an Fraglosigkeit, Orientierungsklarheit und emotionaler Sicherheit. Was die Individualisierung mit sich bringt, ist nicht das Ende von Bindungen und Verbindlichkeiten überhaupt, aber das Schwinden von nicht selbst gewählten Bindungen und Orientierungen. Die Verbindlichkeit von Ideologien, Weltdeutungen, Werten, Traditionen wie auch von Organisationen, Kollektiven und Milieus, die Sicherheit und Orientierung anbieten können, die zu Zeiten Fromms noch vergleichsweise große Bindekraft entfalten konnten, hat rapide abgenommen.

Die "Sonnenseite" der Individualisierung bringt einen Zuwachs an Chancen, Wahlmöglichkeiten und Entscheidungsfreiheiten. Die "Schattenseite" der Individualisierung führt zum Verlust an kollektiven Sinn-Sicherheiten und damit zu Gefühlen der Isolation, Vereinsamung, Orientierungslosigkeit und Ohnmacht. Der Zuwachs an Wahlmöglichkeiten bleibt auch hier begleitet von einem Zuwachs an Unsicherheit. Denn wer die Wahl hat, hat die Qual. Die Qual haben heißt, dass Freiheiten riskante Freiheiten sind.

Stress bedeutet die Vorherrschaft der Unsicherheit und diese Unsicherheit erscheint erdrückend, sie ist nicht mehr verrechenbar mit den möglichen Vorteilen wie in der Risikokalkulation. Es fehlt dann die Risikobereitschaft, da in der Wahrnehmung die Gefahren überwiegen. Freiheit selbst wird zum Stress. Das geschieht, wenn die Ressourcen und Kompetenzen fehlen, um die riskanten Freiheiten zu leben. Diejenigen, die in der Freiheit nur Gefahren und keine Chancen sehen oder sich von den Freiheiten der anderen bedroht fühlen, werden die Freiheit als Stress erleben. Sie sind dann geneigt, die Freiheit anderer beschränken zu wollen oder die Freiheit überhaupt gegen neue Sicherheiten einzutauschen.

Freiheit ist immer auch die Freiheit der anderen und ein wesentlicher Grund dafür, dass Freiheit als Stress erlebt wird, liegt auch darin, dass die Ressourcen und Kompetenzen extrem ungleich verteilt sind. Es ist dann die Ungleichheit, die die Freiheit der anderen zum Stressor werden lässt. Von der Freiheit des ungleich besser Ausgestatteten und deshalb Überlegenen geht eine Bedrohung aus, überwältigt zu werden. Stress-Bewältigung erfolgt unter den Bedingungen der Ungleichheit immer auch auf Kosten anderer. Kompetitiver Wettbewerb verwandelt sich dann in aggressiven Wettbewerb. Der Mensch ist des Menschen Wolf hieß das einmal unter anderen Bedingungen. Ellenbogengesellschaft nennt man es heute zuweilen euphemistisch.

Ökonomischer Stress folgt heute vor allem aus dem Wettbewerbsdruck auf dem Arbeitsmarkt unter Bedingungen der Ungleichheit und aus Unsicherheit über den Umbau/ Umbruch der sozialen Sicherungssysteme. Die Realisierung von Freiheitschancen sind an Rahmenbedingungen sozialer Sicherheit gebunden. Diese Sicherheiten kommen den Bürgern aber heutzutage abhanden. Sozialer Stress entsteht einerseits durch einen ungewissen Umbau der Ressourcen, die für viele den Rahmen gesetzt haben, innerhalb dessen man Freiheit wagen konnte. Stress entsteht andererseits durch einen bislang ungesteuerten Prozess des Knappwerdens bezahlter Arbeit. Während die einen am Stress in der Arbeit leiden und an der Furcht, die Arbeit verlieren zu können, bereitet es den anderen Stress, überhaupt Arbeit zu finden. Es herrscht die Befürchtung, dass sich die deutsche Arbeitsgesellschaft nicht nur an ihren Rändern, sondern im Kern aufzulösen beginnt. Dort, wo Menschen keine Arbeit erhalten, herrscht eine Mischung aus Frust und Stress. Die Sorge, es nicht mehr zu schaffen, noch eine bezahlte Arbeit zu erhalten verbindet, sich bei längerer Arbeitslosigkeit mit der Angst und Wut, überflüssig zu sein. Nicht nur Überforderung auch Unterforderung kann zur Qual werden.

Das neue Etikett, unter dem die Debatten um den Übergang vom Sozialstaat zum "Kapitalismus pur" (Norbert Blüm) geführt werden, heißt Globalisierung. Auf eine seltsam zynische Weise

kommen im Globalismus (Ulrich Beck), der Ideologie der Globalisierung, diejenigen ökonomischen Naturgesetze wieder zu Ehren, die der Marxismus einst als Scheingesetze entmystifiziert hatte. Was jedoch für die einen die Hoffnung in die Sonnenseiten des Weltmarktes ist, ist für die anderen die neue Unübersichtlichkeit der "global players", ist die Angst vor dem Weltmarkt und seinen Schattenseiten. Globalisierung scheint sich nicht nur als ein Risiko zu erweisen, dessen schädliche Folgen global noch nicht und national nicht mehr politisch steuerbar und kalkulierbar sind. Globalisierung erscheint vielmehr wie eine bedrohliche Naturkraft, dem sich der Mensch zu unterwerfen hat. Allemal fühlt der Bürger sich überfordert. Wieder einmal ist er von streitenden Experten abhängig und von Politikern, die die Experten bürgergerecht auslegen müssen. Globalisierung lässt sich nicht abschaffen, aber welche Politik kann ihre Bedingungen und Folgen regeln? Wer ist der Souverän? Wie viel Globalisierung verträgt die Demokratie?

Demokratie ist die politische Ordnungsform der Freiheit. Sie verbindet die Freiheit von staatlicher Willkür und Repression mit der Freiheit des Bürgers zur Partizipation. Freie Bürger sind aber noch keine mündigen Bürger und Demokratie bewährt sich nicht schon durch ihre Existenz. In Zeiten rapiden sozialen Wandels und wirtschaftlicher Bedrängnis tritt wieder ins Bewusstsein, dass sie von Voraussetzungen abhängig ist, die sie selbst nicht bereitstellt. Eine Schlüsselerfahrung in der Geschichte der Demokratieentwicklung ist, dass Bürger in Angst die Flucht vor der Freiheit antreten können. Die leidvolle historische Erfahrung der Selbstverabschiedung der Bürger von ihren Demokratien in Deutschland und Italien, aber auch die Einrichtung fragiler demokratischer Institutionen in post-totalitären und post-autoritären Gesellschaften nach 1945 und nach 1989 hat zur Gretchenfrage der Demokratiewissenschaft geführt: Wie halten es denn die Bürger mit der Demokratie? Demokratische Strukturen benötigen für ihre Überlebensfähigkeit und für ihr wirkungsvolles Gedeihen politischen Kulturen, die sie stützen, stabilisieren und sich entwickeln lassen. Demokratien ohne Demokraten sind Demokratien auf Zeit, Schönwetterdemokratien, die bei der Änderung der politischen und wirtschaftlichen Großwetterlage wie Kartenhäuser zusammenbrechen können.

Demokratie ist prinzipiell schwierig, aber wie steht es erst in Zeiten des stressvollen Wandels? Was ist denn die Bürgerrolle nach 1989? Welche Verhaltensanforderungen gibt es unter den Bedingungen der veränderten Herausforderungen von Unübersichtlichkeit, riskanten und bedrohlichen Freiheiten, Globalisierung und Individualisierung, neuer nationaler wie multikultureller Identität? Wie gehen die Bürger in Ostdeutschland mit der neuen Demokratie um? Und schließlich: Welche neuen Ressourcen und Kompetenzen müssen die Bürger aufbauen und lernen, um unter den Bedingungen "der 2. Moderne" (Beck) Politik mitzugestalten? Fühlen sich die Bürger nicht überfordert durch Schwierigkeiten bei der Informationsauswahl, beim politischen Streit und beim Aushandeln von Kompromissen, bei der möglichen Kontrolle, bei der Beurteilung von Alternativen (z. B. der Auslieferung an Experten bei Risiko-Debatten). Fühlen Bürger sich nicht gerade in der Demokratie gestresst, wenn es gilt, angemessen auf Krisen zu reagieren. Entstehen dann nicht leicht Ängste, überstimmt zu werden, übervorteilt zu werden und überfremdet zu werden?

Die Erfahrung: "Mehr Freiheit und mehr Vielheit war nie!", wird von dem Gefühl begleitet: Mehr Fremdheit war nie! Von einer Art "Kulturschock" kann man in Bezug auf die Veränderungen der Gesellschaft in eine multikulturelle Gesellschaft sprechen. Die Zeit des Umbruchs brachte auch eine Dynamisierung der Migration. Der Umgang mit der kulturellen und ethnischen Vielfalt ist stark durch Abgrenzungen gegenüber Fremden, vor allem gegenüber Armutsflüchtlingen, Asylbewerbern und Arbeitsmigranten, geprägt. "Es ist eine Tatsache, dass die meisten Menschen sich für tolerant halten, bis ihre "Toleranzschwelle" herausgefordert wird: durch die Nationalität, Gruppe oder Verhaltensweise, die sie einfach nicht tolerieren können." (UNESCO 1995)

Toleranzschwellen in einer Gesellschaft sind auch Stress-Schwellen. Es ist sozialer Stress, der Bürger anfällig für Intoleranz macht. Die Aufnahmebereitschaft der "Einheimischen" ist abhängig vom Stress, dem sich die Bürger insgesamt ausgesetzt fühlen. Die Leitidee dieser These ist, dass es weder ausreichen kann, nur auf die objektiven Belastungen - von Arbeitslosigkeit, über den

Vereinigungsschock bis zur Ausländerzuwanderung zu verweisen -, noch allein auf die subjektive Seite der Wahrnehmung und Bewältigungsversuche. Erst ihr Zusammenwirken bringt ein Stressgefühl hervor, das anfällig für Intoleranz macht. Es gibt keine absolute Toleranzgrenze gegenüber den Migranten, sondern diese Grenze hängt immer von der Fähigkeit und Bereitschaft der Bürger ab, Fremde in diese Gesellschaft aufzunehmen und zu integrieren. Die Stress-Schwelle, auf die ich hier hinweise, ist konstruiert und gelernt, also auch veränderbar. Bis sie verändert wird, ist sie aber real und hat große Wirkung auf das Verhalten.

Das Erklärungsangebot für Fremdenfeindlichkeit von Persönlichkeitstheorien, die auch in der Tradition von Erich Fromm stehen, besagt, dass es nicht an den Fremden, sondern an den Fremdenfeinden selbst liegt, dass es zu Diskriminierungen kommt, und zwar an deren autoritärer Persönlichkeitsstruktur. Hinter der Feindlichkeit gegenüber Fremden verbirgt sich eine Furcht vor den Fremden, und diese Furcht ist weniger ein Ergebnis eines bedrohlichen und verängstigenden Verhaltens der Fremden, sondern eher eine Folge eigener Furchtsamkeit. Diese Furchtsamkeit schließlich hat ihren Grund in einem schwachen, verunsicherten oder gekränkten Selbstwertgefühl, das zumeist aus deformierten und deformierenden Familienverhältnissen abgeleitet wird. Die eigene Unsicherheit macht anfällig für Fluchtwege in Gruppen und Gemeinschaften, deren Selbstüberheblichkeit den schwachen Einzelnen scheinbar eine Chance geben, durch Teilhabe an der Überlegenheit und Stärke der Gruppe ihr eigenes Selbstwertgefühl wieder aufzurichten.

Diese These der Persönlichkeitstheorie wird von der Stress-Theorie als ein wichtiger Baustein aufgenommen, aber sie wird gleich zweifach erweitert: Erstens wird unterstrichen, dass das Selbstwertgefühl zwar eine äußerst wichtige Ressource ist, um mit Belastungen umzugehen, dass diese Ressource aber noch durch kognitive, moralische, soziale, kulturelle und materielle Ressourcen ergänzt und begleitet wird. Zweitens wird betont, dass es auch ein situativ verunsichertes Selbstwertgefühl geben kann, das gar nicht auf persönlichkeitsbedingte Strukturen zurückgeht.

Ich möchte vier unterschiedliche Stress-Konstellationen hervorheben, durch die Fremdenfeindlichkeit hervorgerufen werden kann:

1. Ein bestimmtes Auftreten, Erscheinungsbild und Verhalten von Migranten kann zu einer realen Belastung werden, die selbst von eher toleranten Bürgern als solche wahrgenommen wird, wobei zu unterscheiden ist, inwieweit es sich um frei gewähltes Verhalten der Migranten handelt oder um politisch zu verantwortendes Auftreten wie bei quotierter und gettoisierender Unterbringung. Die größten Konflikte und die aggressivste Xenophobie brechen aber selten an den Orten aus, in denen es am meisten Ausländer gibt. Ebenso wichtig wie die realen Veränderungen sind die interpretierten oder befürchteten Veränderungen. Auch in Deutschland zeigte sich, dass nicht die Zahl, sondern die Zeit ausschlaggebend ist, in der die Zuwanderer kommen.
2. Unter Bedingungen bereits wirksamer sozialer Belastungen ist es wahrscheinlich, dass die Zuwanderer selbst als die Hauptbelastung angesehen werden. Dort, wo es zu Überforderungsgefühlen kommt, gehören Vorurteile und Feindbilder zum Repertoire der Stressreaktion: mit ihren Vereinfachungen, mit der Fremden-Abwertung und Selbst-Aufwertung und mit ihrer Angst-Regulierung haben sie eine stressreduzierende Wirkung. Der subjektive Gewinn ist das Gefühl, dass der Stress scheinbar reduziert werden kann, da man meint, die Herausforderungen, die "die Fremden" darstellen, eher bewältigen zu können als die Modernisierungs- oder Transformationskrisen .
3. Fremde werden dann als Belastung erlebt und wahrgenommen, wenn die Bürger der Aufnahmegesellschaft unzureichend auf den Kontakt mit den ihnen vorbereitet worden sind: entweder da generell Erfahrungen mit und Informationen über Ausländer fehlen und/oder da die Dynamik der Migration eine Zeit der Gewöhnung und des Kennenlernens nicht geboten hat.
4. Die Bedrohungsszenarien, die über Fremde kursieren, wurzeln nicht in realem Verhalten der Fremden und Erfahrungen der Bürger, sondern gehen auf den inszenierten Stress einiger

Meinungsführer zurück. In extremen Fällen kann durchaus zu einer Konstellation der Bedrohung durch Fremde ohne eine reale (zahlenmäßig relevante) Existenz von Fremden geben.

Gestresste Ostdeutsche

Die Anfälligkeit für xenophobe Reaktionen und autoritäre "Antworten" auf die Probleme der Gesellschaft und ihrer Bürger ist z.Z. in Ostdeutschland wie auch in anderen postkommunistischen Gesellschaften besonders groß. Es fällt auf, dass die Xenophobie verbreiteter als in Westdeutschland ist, obwohl prozentual die Präsenz von Ausländern viel geringer ist. Die Anfälligkeit für xenophobe Reaktionen und autoritäre "Antworten" auf die Probleme der Gesellschaft und ihrer Bürger ist z.Z. in Ostdeutschland wie auch in anderen postkommunistischen Gesellschaften besonders groß, weil hier die soziale Stresskonstellation besonders belastend sind. Das Gefühl, den Herausforderungen des Umbruchs nicht gewachsen zu sein und von den Aufgaben des Umlernens überfordert zu werden, senkt vielfach die Schwelle zur Intoleranz.

Die Transformationsgesellschaft Ostdeutschlands ist in besonderer Weise eine Stress-Gesellschaft. Prozesse des Wandels vollzogen sich hier beschleunigter, radikaler, vielfältiger und zeitgleicher als der Wandel der Modernisierung im Westen. Der Wandel war ein Bruch und keine mehr oder weniger stetige Veränderung der Lebensverhältnisse. Als 1989 die Mauer fiel und der deutsche Staatssozialismus angestoßen durch eine mutige Protestbewegung, zusammenbrach, waren alle überrascht, aber die Freude war grenzenlos. Die Ankunft in der "Großen Freiheit Nr. BRD" (Daniela Dahn) wurde glücklich als Befreiung begrüßt. Zunächst bedeuteten diese Prozesse für fast alle einen unübersehbaren Gewinn: Es war die Befreiung aus einer Zwangsintegration und aus verordneten Kollektiven. Die "Freiheit von..." hatte ihre große Feier. Individualisierung in Ost-Deutschland hieß eben auch Demokratisierung, etwas, das recht schnell in Vergessenheit geriet. Aber es dauerte nicht lange, da erlebten viele Ostdeutsche das sich Einrichten in der der real existierenden Freiheit der Bundesrepublik als Stress. Vieles war für sie fremd, auf vieles waren sie überhaupt nicht vorbereitet und von vielem fühlten sie sich überfordert. In einem verwirrenden Prozess wurde man mit den anstrengenden Seiten der "Freiheit zu..." bekannt. ähnlich wie Erich Fromm fragte jetzt Friedrich Schorlemmer: Macht Freiheit zu große Mühe? Seine Antwort liest sich wie eine Passage aus der "Die Furcht vor der Freiheit": Freiheit voraus und lässt reifen. Dabei konkurrieren stets die Angst vor der Freiheit und die Sehnsucht nach Freiheit in uns. Es ist so anstrengend, mündig zu sein. Es ist so bequem, sich einzufügen. Es macht Mühe, entscheiden zu sollen. Es ist stets leichter, Entscheidungen zu kritisieren, ohne sich den Dilemmasituationen stellen zu müssen, in denen bei widerstreitenden Interessen kompromissbereit verhandelt und gehandelt werden muss (Schorlemmer 1993, 154f).

Da die Sozialisation in der DDR die Bürger auf eine Sicherheitsgesellschaft und nicht auf eine Risikogesellschaft vorbereitet hat, fühlen sich viele Bürger angesichts des Wandels überfordert. Obschon viele Bürger im Kommunismus zwar mit vielem unzufrieden waren, fanden sie sich jedoch zurecht. In der Gesellschaft der Demokratie und des Kapitalismus haben viele hingegen das Gefühl, sich nicht mehr zurecht zu finden. Zum einen brachte der Umbruch den ostdeutschen Bürgern eine kumulative Konfrontation mit bislang unbekanntem Herausforderungen:

- mit ökonomischer Konkurrenz und Unsicherheit,
- mit ideologischer und politischer Vielfalt
- mit multikultureller Unterschiedlichkeit.

Zum anderen finden wir stressfördernde Bedingung auf der Ressourcenseite. Die Bürger sind nicht ausreichend vorbereitet gewesen, um diese Neuerungen angemessen als Herausforderungen annehmen zu können. Eine Vielfalt von Veränderungen trifft auf noch nicht ausgebildete und auf entwertete Kompetenzen, denn in der Sozialisation in der DDR gab es keine Chancen, für den politischen Wettstreit, für den ökonomischen Wettbewerb und für den interkulturellen Dialog vorbereitet zu werden.

Dass die Mühsal der ungewohnten Freiheiten ein Problem ist, dass wohl alle postsozialistischen Stress-Gesellschaften trifft, mögen uns einige Sätze aus der Schrift mit dem vielsagenden Titel "Von den Schrecken der Freiheit" von Leonid Gosman verdeutlichen. Gosman versucht in diesem Buch zu zeigen, welche Schwierigkeiten die Bürger im Russland der Perestroika mit den neuen Freiheiten haben. Bis zur echten Freiheit war es noch ein weiter Weg, aber am Fortschritt wurde nicht gezweifelt. Es schien, dass dies allen gefallen müsste. Aber die Freiheit bedeutet nicht nur, dass man die Möglichkeit hat zu lesen, was man möchte, und zu wählen, wem man vertraut. Freiheit bedeutet auch Verantwortung für die getroffene Entscheidung, Sorge ob alle Möglichkeiten ausgeschöpft wurden, und Angst, Fehler zu machen. (1993, 40f).

Nach einer anfänglichen Bewunderung für die "friedliche Revolution" und den Bruch mit dem autoritären Staatssozialismus wurde sehr bald - vor allem unter dem Eindruck wachsender Xenophobie und rechter Gewalt - die These von der Kontinuität autoritärer Charaktere populär. Die Schwierigkeiten der ostdeutschen Bürger mit der real existierenden Freiheit wurde als Erblast autoritärer Sozialisation in der DDR und als Folge überdauernder Mentalitäten interpretiert.

Die verbreitete Kontinuitätsthese verdeckt dreierlei:

- die Diskontinuität des Umbruchs, dessen Leistung man ehemals noch als "friedliche Revolution" gefeiert hat,
- die Unterschiedlichen politischen Kulturen, die es bereits vor der Wende in der DDR gab und
- die Tatsache, dass autoritäre Reaktionen eher ein Produkt offener und nicht geschlossener, autoritärer Gesellschaften sind.

Die Kontinuitätsthese spricht nachträglich den Herrschenden in der DDR einen solchen überwältigenden Erfolg bei der Anpassung der Bürger an die geforderten Normen autoritärer Herrschaft zu, die diese Herrschenden sich zwar gewünscht, doch nie erreicht haben. Die Wende war zwar nur von einer vergleichsweise "kleinen radikalen Minderheit" vollbracht worden, aber sie war nur möglich, da die politische Kultur der DDR nie ein monolithischer Block war: neben der offiziellen Verkündungskultur des Marxismus-Leninismus gab es immer eine pragmatische Alltagskultur, in der die Werte des ML nur partiell akzeptiert wurden. Weiterhin bestand die so genannte Nischenkultur des Rückzugs und eine kleine alternative Kultur, die auf eine demokratisch-sozialistische Veränderung des Systems setzte.

Die in der DDR-Gesellschaft oktroyierte Untertanenrolle gerät aus der Kontinuitätsperspektive zur freiwillig getragenen Rolle, die die Bürger auch unter Bedingungen der Freiheit nicht aufgeben wollen. Sie verwischt dadurch den historischen wie psychologischen Unterschied der Untertanenrolle in den beiden deutschen Diktaturen. Während die Diktatur der DDR als Oktroy entstanden war, war die Spezifik von 1933 die massenhafte freiwillige "Selbstaufgabe". Autoritäre Systeme bringen nicht zwangsläufig autoritäre Charaktere hervor. Wenn dem so wäre, hätte es in der Geschichte weder Reformen noch Revolutionen geben können. Autoritäre Systeme bringen zwar freiheitsungeübte aber doch auch freiheitssehnsüchtige Menschen hervor: Autoritäre Systeme können die Grundbedingungen nicht aufheben, die das Drängen nach Freiheit immer wieder von neuem erzeugen; noch vermögen sie es, den Freiheitsdrang auszurotten...(232) Eine Pointe der Studie "Die Furcht vor der Freiheit" lautet doch gerade, dass es Freiheitszuwächse und nicht Repressionsschübe der Gesellschaften sind, die Bürger so verunsichern können, dass diese freiwillig sich autoritärer Führung unterordnen.

Ohne Zweifel gibt es auch kognitive Landkarten und mentale Muster, die den Systembruch überdauern und die auch noch unter den völlig veränderten Bedingungen der neuen Gesellschaft solange zur Anwendung gebracht werden, bis die neuen Erfahrungen auch neue mentale Muster hervorbringen. Aber diese fortwirkenden Filter, mit denen die Bürger teilweise noch ihre soziale Umwelt verarbeiten, sind eben nicht einfach psychische Verdopplungen der autoritären Herrschaft, sondern es sind Bewältigungsstrategien, mit denen die Bürger ihre Balance gesucht haben,

zwischen unterdrückten Freiheitswünschen und partiell befriedigten Sicherheitsbedürfnissen. Allerdings muss auch hier differenziert werden, denn nicht alle fühlten sich in der DDR unterdrückt, nicht alle haben sich nach neuen Freiheiten gesehnt. Es gab auch die, die sich anerkannt und sicher (und mächtig!) im DDR-Sozialismus fühlten und die "die Wende" eher als Kränkung denn als Befreiung erlebten. Je größer die Schwierigkeiten mit den Anforderungen in den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen werden, desto mehr gewinnt ein nostalgischer Blick auf die DDR an Gewicht, der sie immer weniger als Ort der Unfreiheit und immer mehr als Ort der Sicherheit erinnert.

Bürger in Ostdeutschland haben nicht Stress, weil sie immer noch autoritär sind, sondern sie werden dann anfällig für autoritäre Reaktionen, wenn sie zuviel Stress haben. Die Schwierigkeiten mit der Freiheit und die Suche nach Sicherheit, entstehen weniger als Folge einer bestimmten Charakterstruktur der Bürger Ostdeutschlands, sondern aus dem Zusammentreffen von noch nicht entwickelten neuen Kompetenzen, entwerteten alten Kompetenzen und noch vielfach fehlenden Ressourcen, um mit den Herausforderungen der real existierenden Demokratie und Marktwirtschaft umgehen zu können. Als Hauptquelle autoritärer Reaktionen erscheint dann nicht mehr die Kontinuität von Einstellungen, sondern die Diskontinuität von Kompetenzen.

Fremde treffen in Ostdeutschland auf gesellschaftliche Konstellationen großer Verunsicherung der Einheimischen und verstärken darum die bestehende Verunsicherung. Da die Ressourcen zur Bewältigung der Verunsicherung bereits gebunden oder aufgebraucht sind, gibt es unter diesen Bedingungen kaum Bereitschaft, sich auf die Fremden einzulassen oder sie in die Gesellschaft hineinzulassen. Unter Bedingungen bereits vielfach wirksamer makrosozialer Stressoren werden die Fremden selbst als die Hauptbelastung angesehen. Vorurteile verzerren die Wahrnehmung der Wirklichkeit, auch der Stresssituation selbst. Migranten, Ausländer, Fremde werden als Stressoren konstruiert, ohne dass von ihnen die entscheidende Belastung ausgehen. Die höhere imaginierte Bedrohung und Belastung durch Ausländer hat auch damit zu tun, dass die Ostdeutschen selbst noch ihren Weg "in die große Freiheit Nr. BRD" nicht zu Ende gegangen sind. Da sie selbst noch nicht am Ziel gelungener Integration angekommen sind, da sie selbst ihre deutsch-deutschen multikulturellen Konflikte ausfechten müssen, da sie sich selbst noch als Fremde im eigenen Land fühlen, empfinden sie Zuwanderer in einer ganz besonderen Weise als Konkurrenten.

Zehn Jahre nach der Wende gilt es aber auch zu betonen: Es sind nicht alle gleich belastet und es fühlen sich nicht alle gleichermaßen überfordert. Es gibt auch diejenigen, die sich auf die Herausforderungen eingelassen haben, die gelernt haben, neue Ressourcen zu mobilisieren und neue Fähigkeiten zu entfalten. In den unterschiedlichsten Berufen gibt es Personen, die ihr Leben in die eigenen Hände genommen und ehemalige Barrieren überwunden haben.

Befähigung zur Freiheit

Es wäre eine abstrakte Utopie zu meinen, man könnte in einer Welt ohne Belastungen oder ohne schwierige Anforderungen leben. Sicherlich werden immer wieder Prozesse des Wandels die Bürger so verunsichern, dass die Sorge aufkommt, dem nicht gewachsen zu sein. Immer wieder werden Bürger sich also gestresst fühlen. Aber: sie werden unterschiedlich mit diesem Gefühl umgehen können. Was sich ändern lässt, ist der Umgang mit den Anforderungen, was sich ändern lässt, ist die Einschätzung der bedrohlichen Anforderungen in ihrem Verhältnis zu den eigenen Möglichkeiten. Was sich beeinflussen lässt, ist die Bereitschaft, sich auf riskante Freiheit einzulassen, um ihre Chancen wahrzunehmen. Damit diese Zielsetzung aber nicht im Wolkenkuckucksheim frommer Wünsche verbleibt, muss man die Menschen zum veränderten Umgang mit Freiheit auch befähigen. In der ihm eigenen Tonlage formulierte Erich Fromm sein Plädoyer für die Befähigung zur Freiheit: Wir glauben, der Mensch kann frei sein und doch nicht allein, kritisch und doch nicht von Zweifeln zersetzt, unabhängig und doch der ganzen Menschheit verbunden. Und wir wissen: Der Mensch kann diese Freiheit erreichen, indem er sein Selbst erkennt und verwirklicht, das Wort "Sei Du!" nicht als klingende Phrase, sondern als wichtigste Lebensregel in sich aufnimmt und wahr macht

(250).

Sicherlich ist pädagogische Bescheidenheit angemahnt, denn man hat sich das Feld mit anderen "Akteuren" zu teilen. Gleichwohl ist Schule eine Scharnierstelle für den Übergang der Stressgesellschaft in eine Lerngesellschaft. Auch die politische Bildung ist gefordert, damit aus den Kindern der Freiheit, keine Bürger der Unfreiheit werden. Ihre Chance besteht darin, dass sie zwar nicht den verunsichernden sozialen Wandel aber den subjektiven Umgang mit ihm beeinflussen kann, d.h. sie kann Einfluss darauf nehmen, was als Bedrohung wahrgenommen wird, wie bedrohlich es eingeschätzt wird, als auch, wie darauf reagiert wird. In Zeiten der Individualisierung bedeutet Vorbereitung auf die Bürgerrolle aber auch, dass man den Jugendlichen eine Urteilskompetenz vermittelt, die unterscheiden kann zwischen Herausforderungen, für die man sich wappnen sollte und zwischen Anforderungen, gegen die man sich wehren muss.

Literatur

Badura, B / Pfaff, H., Für einen subjektorientierten Ansatz in der soziologischen Stressforschung, in: KZSS 1992, S.354-363

Beck, U. (Hrsg.), Kinder der Freiheit, Frankfurt/ Main 1997a

Beck, U./ Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.) Riskante Freiheiten, Frankfurt/M 1994

Fritzsche, K.P., Die Stressgesellschaft, München 1998

Fromm, E., Escape from Freedom, New York 1947; deutsch: Die Furcht vor der Freiheit, Frankfurt/M 1966

Gosman, L., Von den Schrecken der Freiheit. Die Russen - ein Psychogramm, Berlin 1993

Lazarus, R. S./ Launier, R., Streßbezogene Transaktionen zwischen Personen und Umwelt, in: Stress. Theorien, Untersuchungen, Maßnahmen, Nitsch, J. R., Bern - Stuttgart 1981

Oesterreich, D., Autoritäre Persönlichkeit und Gesellschaftsordnung, Weinheim und München 1993

Sandford, N., Authoritarian Personality in Contemporary Perspective, in: Handbook of Psychology, Knutson, J.(ed.), San Francisco 1973

Schorlemmer, F., Freiheit als Einsicht. Bausteine für die Einheit, München 1993

Stöss, R., Forschungs- und Erklärungsansätze - ein Überblick, in: Kowalsky, W./ Schroeder, W. (Hrsg.), Rechtsextremismus. Einführung und Forschungsbilanz, Opladen 1994

UNESCO, Backgrounder: Year for Tolerance, Paris 1995

Published in: Funk, R. u.a. (eds): Erich Fromm heute, München 2000